

Zum 50. Todestag
von André Gide

Wiederkehr eines Klassikers

Wolf Scheller

Fünf Jahrzehnte sind seit dem Tod André Gides vergangen. „Et nunc manet in te“ – die letzten autobiografischen Schriften waren noch erschienen: „Ainsi soit-il ou Les jeux sont faits“ (So sei es oder: Die Würfel sind gefallen). Am 19. Februar stirbt Gide 81-jährig in Paris. Man begräbt ihn in Curverville, dem Ort, an dem er einen Teil seiner Kindheit verlebt hat.

André Gide, ein Klassiker der modernen Literatur, der „kühne Experimentator auf dem Gebiet des Romans, Bekenner und Moralist von Geblüt“ – wie ihn Thomas Mann in einem Nachruf ehrte – von diesem Großen der französischen Literatur hat man im deutschsprachigen Raum in den vergangenen fünfzig Jahren so gut wie kaum Notiz genommen. Man wusste und weiß, dass es sich um einen großen Namen handelt, aber eine literarisch interessierte Öffentlichkeit hat das Œuvre Gides im Grunde nicht mehr gefunden. Das könnte sich nun mit einigem Glück ändern: Die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart hat jetzt ihr ehrgeiziges Projekt einer zwölf Bände umfassenden Gesamtausgabe der Werke Gides vollendet (André Gide: Gesammelte Werke, herausgegeben von Raimund Theis und Peter Schnyder, München, 798 D-Mark).

„Stirb und Werde“

Den Anfang macht das für ein Verständnis dieser Dichterpersönlichkeit vermutlich wichtigste Werk „Stirb und Werde“ in einer vorzüglichen Übersetzung von Johanna Borek und Maria Schäfer-Rümelin. Der Schlussband enthält die Essays und Aufzeichnungen zu Dostojewski, Corydon und Chopin sowie die Anmerkungen zu Literatur und Politik.

„Ich lasse allen Widersprüchen in mir freies Spiel“, hatte er bekannt. Gide, der Humanist und Kosmopolit, hatte lange Zeit ein Faible für den Kommunismus, blieb aber dabei seinem aristokratischen Gestus verpflichtet. Er war ein Gottsucher und gleichzeitig ein erbitterter Gegner des Christentums; es war etwas Doppeldeutiges und schwer Fixierbares, das seine Persönlichkeit charakterisierte. „Stirb und Werde“, die intime und ebenso ausführliche Schilderung der ersten 26 Lebensjahre, hatte Gide veröffentlicht, als er bereits doppelt so alt war. Was ein solcher Schritt für einen Autor bedeutete, der die Disparität zwischen seiner gesellschaftlichen Stellung und seinen Empfindungen der Privatheit zum dominierenden Thema seines literarischen Werkes gemacht hat, kann man nur vermuten.

Er galt als ein kühler Zyniker, der sich im Rausch des Lebensgenusses verzehrte. Er bekannte sich zu seiner Homosexualität, berichtete ausführlich von seinen homoerotischen Erfahrungen während einer Nordafrikareise – ein Unbekannter war dieser Schriftsteller damals schon nicht mehr, und damit war auch schon der Skandal in der Welt. Seine Frau Madeleine stirbt erst 1938. Sie erlebt die ganze Aufregung um Gides

Outing, künstlich oder auch nicht, mit. Da bekennt der Lebensgefährte an ihrer Seite in aller Ausführlichkeit und Öffentlichkeit das Scheitern ihrer Beziehung, spricht von der „Tragödie meines Lebens“. Die Erinnerungsschrift „Et nunc manet in te“ intonierte am Ende noch einmal dieses Eingeständnis.

Moral, Konvention, Tradition

Gides Eltern stammten aus verschiedenen geistigen und auch lokalen Regionen, väterlicherseits aus einem hugenottischen Bauerngeschlecht in den Cevennen, während die Familie der Mutter – meist katholische Beamte – aus dem Bürgertum der Normandie kam. Moral, Konvention, Tradition, die puritanisch-kalvinistische Erziehung nach dem frühen Tod des Vaters – Gide war gerade elf – was da an Lasten zusammengetragen wurde, will er nun endlich hinter sich lassen. „Mein Wesen lebt vom Dialog; alles in mir bekämpft und widerspricht sich. So sehr man sich auch um Wahrheit bemüht, die Beschreibung des eigenen Lebens bleibt immer nur halb aufrichtig: In Wirklichkeit ist alles viel verwickelter, als es dargestellt wird. Vielleicht kommt man im Roman der Wahrheit sogar näher ...“

Über den Wandel der Gefühle, vom vergeblichen Kampf um Aufrichtigkeit geben diese Aufzeichnungen ein detailliertes Bild. Wir haben es mit einem „geheimen Drama“ zu tun, in dem der junge Gide eine tragische, aber die wichtigste Rolle übernommen hat. Ein Intellektueller, der „unfähig ist zur Auflehnung oder Empörung“, sei ein Geist ohne Wert, behauptet er, hält für sich selbst aber auch sogleich eine Rechtfertigung parat: Ein Genie steht für ihn außerhalb jedes Systems, es trägt sein System gewissermaßen in sich – und steht damit außerhalb moralischer Zwänge – Gide, der „Immoralist“.

Aber wie steht es um die Wahrheit, um die Aufrichtigkeit der Empfindung? Als die Mutter stirbt, bricht Gide seine Afrikareise ab und heiratet die um zwei Jahre ältere Kusine Madeleine Rondeaux. Tragischerweise wird er in dieser Beziehung „hin- und hergeworfen zwischen einer irregehenden Sinnlichkeit und einer allzu entsinnlichten Liebe“ zu seiner Frau. Die Psychologen hätten Gide vermutlich als einen späten „Poil de Carotte“ erklärt, jenen „Muttersohn“ von Jules Renard, der sich in der Zärtlichkeit des Abschieds seines Unbehagens im Verhältnis zu Mutter und Familie erst einmal bewusst wird. Aber an Gides Prokrustesbett stehen nicht nur die strengen Propheten des Alten Testaments, die Mutter und Onkel, vor allem auch Schule und Gesellschaft, als Leitbilder ausgesucht haben. Später folgen stärkere, auch strengere Mahner – wie etwa Nietzsche oder die französischen Moralisten.

So kommt es schon recht früh – 1902 – zu einer ersten öffentlichen Demonstration des Gide'schen Dramas: „Der Immoralist“ erscheint, jener Roman über einen jungen, puritanisch erzogenen Geschichtsprofessor, der mehr aus Achtung vor seinem sterbenden Vater denn aus Neigung Marzeline heiratet und die Frau ins Verderben stürzt. Wie gesagt – das war noch gut zwanzig Jahre vor dem Erscheinen von „Stirb und Werde“.

Frei denken können

Die Wahrheit aber, das ist für Gide doch schon recht früh das Erkennen von Verlogenheit in den menschlichen, in den gesellschaftlichen Beziehungen. Für ihn handelt es sich um „steinzeitliche Lebensformen“, aus denen er erst spät ausbricht, dann aber in voller Radikalität: „Mir liegt vor allem daran, frei denken zu können.“

So wird der Roman „Die Falschmünzer“ einmal die zentrale Stellung im Gesamtwerk Gides einnehmen, wobei gerade dieses Buch viele Kritiker zu dem Fehlurteil veranlasst hat, in Gide einen Nihilisten sehen zu wollen. In Wirklichkeit aber war es ihm bitter ernst um die Klärung ethischer Probleme: „Alles, was ich sehe und erkenne, alles, was das Leben der anderen und mein eigenes mich lehrt, das alles möchte ich in dieses Buch gießen...“

Gides Sprache – präzise, klar, scharfsinnig –, die dichterische Formgebung lässt in „Stirb und Werde“ Gide bereits auf dem Höhepunkt erkennen. Für das der Autobiografie in dieser Neuausgabe beigelegte „Tagebuch“ der Jahre 1889 bis 1902 gilt dies nicht. Dessen Sprache ist lakonisch, kurz und bündig. Doch wird man dies nicht „hochrechnen“ dürfen auf die später folgenden Tagebücher Gides, die unter anderem eben auch bezeugen, wie sehr sich der Autor zeit seines Lebens um eine eigene Stellung zum Christentum bemüht hat.

Ich habe meine Stadt geschaffen

Sämtliche Werke Gides wurden ein Jahr nach seinem Tod von der katholischen Kirche auf den Index gesetzt. Gide, so sagte damals der Vatikan, habe sich in der Rolle des verlorenen Sohnes gefallen, er habe es genossen, immer wieder gerufen zu werden, aber dennoch nicht zurückzukehren... Der so Gescholtene hatte sich zwischen 1923 und 1939 unmissverständlich mit dem dogmatischen Denken der katholischen Kirche auseinander gesetzt und ihr vorgeworfen zu glauben, ein Monopol auf die Tugend zu besitzen. Aus seiner Sicht war das Christentum verbürgerlicht und mit dem Makel behaftet, jede andere Wahrheit auszuschließen, die nicht in das Konzept des konservativen Katholizismus passte.

Schließlich und endlich lehnte er auch die maßgebenden Ideologien der Gegenwart ab – Kapitalismus und Kommunismus. Marx erschien ihm unzugänglich, eine Gesellschaft, die „nur das Glück einiger Privilegierter durch das Elend der Massen“ sicherstelle, sei nun einmal schlecht. Gleichwohl hielt er es nicht für ausgeschlossen, dass die Kluft zwischen dem marxistischen Materialismus und dem Christentum in der Praxis irgendwann überwunden werden könne. In der Erzählung „Theseus“ aus dem Jahr 1946 scheint Gide sein lebenslanges Ringen um Erkenntnis und Wahrheit zu einer Art Quintessenz zu verdichten: „Ich habe meine Stadt geschaffen. Nach mir wird mein Denken sie unsterblich bewohnen. Ich willige in den einsamen Tod, dem ich mich nähere. Die Güter der Erde habe ich genossen...“

Anfang und Ende

*„Am Anfang war das Wort und nicht das Geschwätz,
und am Ende wird nicht die Propaganda sein,
sondern wieder das Wort.“*

Gottfried Benn